

Die Faszination des Rausches

Jugendliche auf der Suche nach Glück und Abenteuer

Katharina GERBER-EGGIMANN*

Zusammenfassung

Der Alkoholkonsum hat bei Jugendlichen in den letzten Jahren zugenommen. Mehr als 40% der 15- und 16-Jährigen trinken jede Woche Alkohol und waren schon mindestens zweimal betrunken. Durch diese Zahlen aufgerüttelt geht der Ruf der besorgten Öffentlichkeit an die Präventionsfachleute, etwas gegen diese Entwicklung zu unternehmen. Der vorliegende Artikel setzt sich mit den Möglichkeiten präventiver Bemühungen in einem gesellschaftlichen Umfeld auseinander, welches, zumindest vordergründig, aus dem Alkoholkonsum auch Nutzen zieht.

Es werden drei Anforderungen an die Prävention formuliert: Sie hat sich erstens nicht nur auf die Individuen, sondern auch auf deren Lebenswelt auszurichten, darf zweitens weder den Konsum von Suchtmitteln verharmlosen, noch sich als Moralapostel missbrauchen lassen und soll drittens die Lust am Leben fördern, ohne in den Wettkampf um den ultimativen Kick einzusteigen. Schliesslich wird die kunstorientierte Prävention als ein möglicher Weg, diese Forderungen praktisch umzusetzen, kurz vorgestellt.

Die Alltagssprache kennt den Begriff «Rausch» in verschiedenen Zusammenhängen: Herrschende befinden sich ab und zu in einem Machtrausch und versetzen ihre Bevölkerung mit geschickten Methoden in den Kriegsrausch. Im Frühling erleben viele Menschen einen Liebesrausch, und wenn es mit dem Gefühlsrausch nicht so klappt, kommt vielleicht der Kaufrausch. SportlerInnen können einen Höhen- oder Tiefenrausch, (jugendliche) SchnellfahrerInnen einen Geschwindigkeitsrausch erleben und manchmal ergeben wir uns dem Festrausch. Hinter vielen Rauschbezeichnungen sind deutliche Wertungen zu erkennen:

- Eher neutral sind Beschreibungen, die den Rausch als Veränderungen sinnlicher und sozialer Wahrnehmungen, als nicht alltägliche Gefühls-, Erlebnis- und Bewusstseinszustände auffassen.
- Eher negativ gefärbt sind Definitionen in Richtung Wahrnehmungsstörung, Sinnestäuschung und Verkennung der Situation (Täschner 1997).

* Sozialarbeiterin lic.phil.I, Supervisorin und Organisationsberaterin BSO, Präventionsfachfrau, Berner Gesundheit, Biel

Hier wird Rausch in die Kategorie abnormer, realitätsferner psychischer Zustände eingereiht.

- Positiver ausgedrückt wird Rausch als Vorstufe der Ekstase, wobei intensive Glücksgefühle erlebt werden. Hier kommt es zu einem Erlöschen des Ich-Bewusstseins zu Gunsten eines übergreifenden All-Ein-Seins. Es wird auch von erhöhter Kreativität berichtet (Legnaro 1996).

Unser Verhältnis zum Rauschtrinken ist ambivalent

Der Alkoholkonsum hat bei Jugendlichen in den letzten Jahren zugenommen. Mehr als 40% der 15- und 16-Jährigen trinken jede Woche Alkohol und waren schon mindestens zweimal betrunken. Häufige Rauschzustände können auf einen kritischen Alkoholkonsum hinweisen (Schmid 2003). Durch diese Zahlen aufgerüttelt geht der Ruf der besorgten Öffentlichkeit an die Präventionsfachleute, etwas gegen diese Entwicklung zu unternehmen.

Die Bemühungen der Präventionsfachleute und Erziehungsverantwortlichen stehen aber im Gegensatz zu den grossen wirtschaftlichen Interessen, welche hinter der Vermarktung von legalen Suchtmitteln wie Nikotin oder Alkohol in unserer Gesellschaft stehen. Auf den Erfolg der ausgeklügelten Werbestrategien weist eine Studie der BZgA (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2003) hin: «Diejenigen, die Alcopops kennen, haben von dieser Getränkeart überwiegend durch Werbung (74%) erfahren oder sie im Supermarkt gesehen (63%)». Nicht nur die Privatwirtschaft, sondern auch der Staat verdient über Steuereinnahmen zumindest vordergründig am Konsum von legalen Suchtmitteln mit.

Zudem leben wir in einer Gesellschaft, in der Alkoholkonsum in verschiedenen Situationen geradezu erwartet wird. Wer zum Beispiel an einem Fest keinen Alkohol trinkt, steht abseits. Jugendliche konsumieren in dem meisten Fällen nicht zuerst mit Gleichaltrigen, sondern machen erste Erfahrungen mit Alkohol im Elternhaus.

Rauscherfahrungen entsprechen einem Grundbedürfnis

Der Körper von höher entwickelten Lebewesen produziert selber Drogen, welche zu Rauschzuständen führen können. Dieser Sachverhalt spricht für die These, dass das Bedürfnis nach Rausch ein Naturbedürfnis ist. Körpereigene Drogen, genannt Endorphine (endogene Morphine) steuern das Triebleben, indem sie Euphorie- und Glücksgefühle erzeugen. So belohnt die Natur Menschen und andere höhere Lebewesen, wenn sie sich in ihrem Sinn verhalten, zum Beispiel sich fortpflanzen, essen etc. Das Bedürfnis nach Rauscherleben beschränkt sich nicht auf die Gattung Mensch, sondern ist auch bei Tieren zu beobachten, welche sich z.B. an überreifen, vergorenen Früchten berauschen (Siegel 1996).

Einen Mangel an körpereigenen Drogen kann der Mensch mit Ersatzbefriedigung oder mit künstlich zugeführten Drogen befriedigen.

Historisch betrachtet lässt sich das Bedürfnis nach Rausch und seine Ritualisierung in fast allen Kulturkreisen bis heute feststellen. Mittel zum Erreichen ekstatischer Zustände waren und sind nicht nur Alkohol, pflanzliche Dro-

gen und tierische Gifte, sondern auch Meditation, Askese, Isolation, Kunst, Musik, Tanz, körperliche Grenzerfahrungen wie Extremsport und vieles mehr.

Der Umgang mit Rauschzuständen hat sich im Laufe der Zeit verändert

War der Rausch in alten Zeiten (und auch heute noch in nicht industrialisierten Kulturen) ein legitimer Weg zur Erkenntnis von Wahrheit und zur Gotteschau, der gleichwertig zu vernunftbetonten Erkenntnisweisen existierte, so änderte sich dies im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, also im Lauf des Zivilisationsprozesses. Politische, wissenschaftliche und kirchliche Entwicklungen trugen dazu bei, die Welt zu entzaubern und etablierten die innerweltliche Rationalität als die einzig wahre Weltauffassung. Ekstase als Erkenntnisweg entfiel, weil sie eine subjektive, nicht beliebig wiederholbare Erfahrung darstellt, welche sich modernen wissenschaftlichen Definitionen entzieht. Entsprechend verschob sich die Definition von Rausch und Ekstase ins Negative (Legnaro 1996).

Am Beispiel des Einstellungswandels gegenüber Alkohol und Berausung in den USA am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts lässt sich beobachten, wie Selbstkontrolle und Selbstdisziplin zur Bürgerpflicht und Exkurse in alternative Sinnwelten zur Gefahr für das Geschäft der Alltagswirklichkeit wurden: Das Individuum soll sich auf dem freien Markt bewähren und behaupten. Dazu muss es seine eigenen Begierden und Impulse zügeln und die volle Verantwortung für sein Handeln übernehmen können (Eisenbach-Stangel 2003). Nur in ihrer kommerzialisierten und als Mode vermarkteten Form können solche Bedürfnisse eingefangen und ihrer politischen Sprengkraft beraubt werden. Die rauschhafte Entlastung auf Zeit wird zwar jedem und jeder zugebilligt, aber nur unter der Bedingung, dass die Berechenbarkeit der Person und damit auch die Berechenbarkeit der sozialen Wirklichkeit gewährleistet bleibt (Legnaro 1996). «Der Kontrollverlust wird als Enthemmung verstanden, durch die innere Impulse und Leidenschaften freigesetzt und in der Folge auch ausgelebt werden. Der individuelle Kontrollverlust wird als Bedrohung der gesellschaftlichen Ordnung wahrgenommen» (Eisenbach-Stangel 2003). Wer seinen Rausch und sich selber nicht zügeln kann, wird sozial geächtet.

Unsere moderne industrialisierte Gesellschaft hat zwar immer noch rauschhafte Züge, die aber in sozial akzeptierte Formen gebracht wurden. Sie sind vorwiegend technologischer Natur (z.B. Geschwindigkeitsrausch), haben materiell statussymbolischen Charakter (z.B. Kaufrausch) oder werden in Form von Massenekstase kommerzialisiert (z.B. Fussballspiele oder Starkult). Inhaltlich hat das Rauscherleben bzw. das damit verbundene Risiko eine Privatisierung erfahren. Der Übergang von einem Bewusstseinszustand in den anderen bedeutet immer ein Risiko und wird in traditionellen vorindustriellen Gesellschaften entsprechend sorgfältig gestaltet. Die Übergänge werden von Eingeweihten begleitet und sind in einen Zyklus von Riten eingebettet, welche Devianz und Sucht vorbeugen. Genau dieser konstruktive und bewusste Umgang mit dem Rausch ist durch dessen Verdrängung in die Sphäre des Nichtwirklichen und Nichtakzeptierten oder des Massenhaften verloren gegangen (König 1996).

«Solcher Rausch und solche Ekstase teilen einen Grundzug: Sie sind nicht mehr Medien der Erkenntnis, sondern Medien des Konkurrierens und eines nach aussen geleiteten Erfahrens.» (Legnaro 1996: 50) Gefragt ist schnelles Konsumieren und Aussteigen aus der Realität und nicht die produktive Verarbeitung alternativer (Rausch-)Erfahrungen. Dies ist wohl mit ein Grund, weshalb solche Erlebnisse die menschlichen Grundbedürfnisse nicht mehr befriedigen und vermehrt suchartig entgleisen. «Die Abhängigkeit oder die Sucht ist zugleich auch das Sichtbarmachen der Leiden an der Individuierung, die die Moderne vorschreibt [...]», und die nicht nur Freiheit bedeutet, sondern auch Ausgesetztsein, Konkurrenz und Kampf (Eisenbach-Stangel 2003).

Die Wirtschaft zieht Nutzen aus dem kommerzialisierten Rauschtrinken

Rauscherlebnisse werden als mögliche Gefährdung für die menschliche Stabilität und Gesundheit problematisiert und moralisch verworfen und gleichzeitig von politischen, wirtschaftlichen und sozialen Kräften als wichtige Elemente in der Vermarktung und Inszenierung von sozialen Events gewinnbringend eingesetzt. Betrunkene Jugendliche in der Öffentlichkeit werden negativ bewertet, auch wenn sie das Resultat eines übermässigen Konsums poppig aufgemachter süsser Designerdrinks mit zum Teil recht hohem Alkoholgehalt sind, die speziell für diese Zielgruppe konzipiert wurden.

Die Werbung treibt die Entwicklung einer Bedarfsdeckungsgesellschaft hin zu einer Bedarfsweckungsgesellschaft, indem sie rauschende Träume verkauft, anstatt die Produkte selber anzupreisen. Süchtiges Konsumverhalten nimmt in dem Mass zu, wie die Kluft zwischen Traumwelt und uneingelösten Versprechen in der Alltagswelt wächst.

Man könnte also folgern, dass Suchtmittel aller Art in einer fantasielosen Welt als Ersatz für Glück und Abenteuer dienen. Besonders junge Leute beginnen zu ahnen, dass die alltägliche Bewusstseinslage der Menschen eine grenzenlose Verarmung gegenüber dem möglichen Reichtum «veränderter» Bewusstseinszustände bedeutet (Legnaro 1996). Genussgüter nehmen modischen Charakter an und werden aus ihrem Zusammenhang gerissen konsumiert. Wirtschaft und Staat wie auch illegale Organisationen machen damit ein Geschäft.

Der Gebrauch von Alkohol ist im Sinn einer gesellschaftlichen Kosten-Nutzen-Analyse ökonomisch und für die Aufrechterhaltung der gegebenen Verhältnisse sowohl funktional als auch dysfunktional. Der Nutzen scheint die Kosten jedoch zu überwiegen (Legnaro 1996), dies zumindest so lange unser Wirtschaftssystem dafür sorgt, dass die Gewinne aus Herstellung und Handel privatisiert und Kosten der Alkoholprobleme der Allgemeinheit aufgebürdet werden.

Historisch betrachtet, diente der Alkohol in verschiedenen Situationen als Garant dafür, dass sozial Benachteiligte ökonomisch und gesundheitlich belastende Bedingungen mit Hilfe von Alkohol besser ertragen und sich still verhielten. Und welche Funktion erfüllt das vermehrte Rauschtrinken bei Jugendlichen heute? Zur Debatte stehen nicht in erster Linie die individuelle Sucht oder die soziokulturell integrierten Trinkmuster, sondern die Ursachen massenhaften abweichenden Verhaltens wie beim konstatierten Rauschtrinken der Jugendlichen (König 1996).

«Jugend ist Trunkenheit ohne Wein» (J.W. von Goethe): Traum und Realität

Das Jugendalter ist eine intensive Zeit der Übergänge, eine Zeit, welche viele neue Bedürfnisse und Herausforderungen mit sich bringt.

Jugendliche wollen:

- eine Zukunftsperspektive aufbauen;
- einen eigenen Lebensstil und eigene Wertmassstäbe entwickeln;
- für sich selber Verantwortung übernehmen;
- sich in die Gesellschaft integrieren und Faktoren, welche ihr Leben beeinflussen, mitbestimmen.

Dazu müssen sie:

- mit Rollen, Kleidung, Sprache, Umgangsformen experimentieren;
- Grenzen überschreiten, Neues finden und erforschen;
- sich von den Erwachsenen (insbesondere von den Eltern) abgrenzen;
- neue Beziehungen zu Gleichaltrigen aufbauen;
- sich in Schule und Beruf bewähren können;
- Altes loslassen, sich von der Kindheit verabschieden und in die Erwachsenenwelt eintreten.

Das Experimentieren, das Testen von Grenzen, das Aufsuchen von riskanten Situationen gilt als normale Erscheinung im Jugendalter, als Auseinandersetzung mit altersspezifischen Aufgaben (Gross 2003). Auch das Erlernen eines verantwortungsvollen Umgangs mit Substanzen selbst kann als eine Art Entwicklungsaufgabe bezeichnet werden (Schmid et al. 2001). Shedler und Block (1990) zeigten in ihrer Studie auf, dass Jugendliche, die Cannabis neugierig ausprobieren, psychisch gesünder sind als solche, die total abstinent leben oder regelmässig konsumieren. Abstinenz ist demnach nicht eine gesunde Anpassungsleistung, sondern eher die Folge einer überstarken Impulskontrolle, hinter welcher sich ähnliche Probleme verstecken wie bei regelmässig konsumierenden Jugendlichen.

Die Lebensphase, in der Grenzen in Bezug auf Substanzgebrauch ausgelotet werden, ist in der Regel zeitlich begrenzt und endet mit der Übernahme von verantwortungsvollen Aufgaben im Erwachsenenalter. Nur bei etwa 10% der Jugendlichen zeigt sich der Substanzmissbrauch als Problemverhalten, welches im Zusammenhang steht mit einer sich kumulativ entwickelnden Problemspirale, die in der früheren Kindheit ihren Anfang nimmt (Franzkowiak 1997).

Um ihre Entwicklungsaufgaben erfolgreich zu bewältigen, brauchen Jugendliche:

- Raum, um eigene Erfahrungen machen zu können. Das kann manchmal auch ein Schon- bzw. Freiraum sein, der sich durch gesetzte Grenzen ergibt;

- Erwachsene, die ihnen Rituale für den Übergang zur Verfügung stellen;
- Kenntnisse und Fertigkeiten, um die Anforderungen als Herausforderungen annehmen zu können.

Auf ihrem chancenreichen und risikvollen Weg hinterfragen Jugendliche alles, insbesondere das eigene Selbst. Viele von ihnen stolpern jedoch unter anderem über erschwerende gesellschaftliche Entwicklungen, welche ihren Stress vergrössern (Schmid et al. 2001).

Der Übergang ins Beschäftigungssystem gestaltet sich schwierig. Viele SchulabgängerInnen finden keine adäquate Lehrstelle oder Ausbildungsmöglichkeit. Konkurrenz- und Leistungsdruck sind enorm angestiegen. Gefühle und Bedürfnisse müssen immer besser unterdrückt und kontrolliert werden. Gute schulische Qualifikationen garantieren heute jedoch keine sichere Zukunft mehr und werden in ihrem Nutzen deshalb fragwürdiger. Globale Katastrophen wie Umweltbedrohungen und Kriege stellen die Lebensperspektive der jüngeren Generation zusätzlich in Frage. Auf diesem Hintergrund macht sich eine Perspektivlosigkeit breit, welche es den Jugendlichen erschwert, Lebensziele zu entwickeln, die mit dem exzessiven Konsum von Suchtmitteln unvereinbar wären.

Jugendliche werden zudem körperlich und sozial früher reif und entwickeln rasch einen von den Eltern unabhängigen Lebensstil. Die Mitbestimmungsmöglichkeiten im öffentlichen Raum sind für Jugendliche aber immer noch sehr gering, wie eine Unicef-Studie feststellt (Fatke, Niklowitz 2003). Erfahrungs- und Lebensräume wachsen also nicht in dem Mass wie ihre akzelebrierte Entwicklung es nötig machen würde. Den Zusammenhang von fehlenden Mitbestimmungsmöglichkeiten und Rauschmittelkonsum, insbesondere zum Faktor «Trunkenheit», belegt auch die Schüler- und Schülerinnenbefragung der SFA (2003).

Gleichzeitig schreitet die gesellschaftliche Entwicklung in Richtung Individualisierung fort, was für die Jugendlichen einerseits die Abnahme der sozialen Unterstützung in dieser risikoreichen Übergangszeit bedeutet. Andererseits steigen die Anforderungen an das Selbstmanagement der Jugendlichen unter dem Motto «jeder ist seines Glückes Schmied» (Hurrelmann 2004). In einer Welt, in der die Ansprüche an schnelle Bedürfnisbefriedigung geradezu kultiviert werden und gleichzeitig die Realität sich als allzu nüchtern und entzaubert darstellt, braucht es seitens der Heranwachsenden jedoch eine grosse Portion an Fähigkeiten und Ressourcen, um auf dem schmalen Grat zwischen Fantasielosigkeit und Exzess nicht abzustürzen. Trinken bis zur Besinnungslosigkeit ist ein mögliches und in unserer Gesellschaft nahe liegendes Bewältigungs- und Fluchtmuster, wenn andere Möglichkeiten fehlen und ein verantwortungsvoller Umgang mit Rauschzuständen nicht eingeübt werden konnte. Unter diesen Bedingungen muss man also vielleicht eher sagen «Jugend wäre Trunkenheit ohne Wein».

Prävention setzt sich für eine lebenswerte Welt ein und hilft einen sinnvollen Umgang mit Rauschzuständen zu finden

Um der oben beschriebenen Ausgangslage möglichst gerecht zu werden, ist die Prävention dazu aufgefordert, eine Gratwanderung in dreierlei Hinsicht zu unternehmen, nämlich:

- Ihre Bemühungen gleichermaßen auf die Lebenswelt der Jugendlichen wie auch auf die Jugendlichen selber auszurichten;
- Weder die totale Abstinenz zu propagieren, noch den Konsum von Suchtmitteln zu verharmlosen;
- Nicht in den Wettkampf um noch aufregendere, noch coolere, noch be-rauschendere Events einzusteigen und trotzdem die pure Lust am Leben zu fördern.

Lebensweltbezogene Prävention

Jugendliche wollen ausprobieren, Grenzen erfahren, sich als einzigartig erleben und vielleicht auch provozieren. Aber sie wollen in der Regel nicht aus dem Rahmen fallen und sind bestrebt, sich in die Gesellschaft zu integrieren, mitzuwirken, Verantwortung zu übernehmen – wenn es sich lohnt. Eine wichtige strukturelle Aufgabe der Prävention (aber natürlich nicht nur der Prävention) ist es, Rahmenbedingungen schaffen zu helfen, in denen Jugendliche sich mit ihren Bedürfnissen ernst genommen fühlen und sich für Lebensbedingungen einsetzen, aus denen Jugendliche nicht flüchten müssen.

Jugendliche brauchen Lehrstellen und Weiterbildungsplätze, Mitbestimmungsmöglichkeiten, adäquate Freizeitangebote, Wohn- und Lebensräume, welche wichtige Grundbedürfnisse berücksichtigen. Sie brauchen die Auseinandersetzung mit Gleichaltrigen und Erwachsenen, um auf der Suche nach Lebenssinn und Glück voran zu kommen. Gleichzeitig benötigen Jugendliche auch Grenzen und Schutz. Im Zentrum des Jugendschutzes steht die Begrenzung des Verkaufsalters für Suchtmittel und der Werbung für die Zielgruppe Jugendliche (Fassbind 2004).

Dabei sind einerseits die Erziehungsverantwortlichen und Präventionsfachleute gefordert. Wenn sie erfolgreich sein sollen, müssen Prävention und Gesundheitsförderung jedoch als Querschnittsaufgabe verstanden werden, welche jeden gesellschaftlichen Bereich tangiert: insbesondere auch die Politik, und dort nicht nur das Sozial- und Gesundheitsdepartement. Ohne Unterstützung durch andere Gesellschaftsbereiche verbleibt der Prävention oft nur, «die innere Welt der Individuen mit den verschiedensten, mehr oder weniger wissenschaftlich fundierten Techniken zu steuern und zu manipulieren» (Eisenbach-Stangel 2003). Es geht in der Regel darum, Fähigkeiten zur Lebensbewältigung (life skills) wie Konflikt- und Problemlösefähigkeit, soziale und kommunikative Kompetenzen zu fördern, das Selbstvertrauen der Kinder und Jugendlichen zu stärken und Informationen über Suchtmittel und -verhalten zu vermitteln. Damit übergibt der Staat der Prävention eine Erziehungsfunktion und tritt gegen handfeste ökonomische Interessen an, welche er gleichzeitig mit der anderen Hand kräftig fördert (Eisenbach-Stangel 2003). In diesem Sinn wird die Verantwortung für eine gelingende Lebensführung ange-

sichts oft eher widriger struktureller Rahmenbedingungen wieder zurück an das Individuum delegiert. Diese Art der Präventionsarbeit fördert dann die Individuierung, welche als eine der Hauptursachen für Suchtentwicklung in der modernen Gesellschaft gilt (Eisenbach-Stangel 2003).

Jugendliche müssen sich in diesen widersprüchlichen Verhältnissen zu recht finden und dafür brauchen sie Unterstützung. Verhaltensbezogene Prävention und Gesundheitsförderung muss immer auch von strukturellen Präventionsbemühungen begleitet sein.

Weder Abstinenz noch Verharmlosung von Risiken

Kinder und Jugendliche suchen nach Anerkennung und einem sinnvollen Leben. Darin müssen sie ernst genommen werden. Es ist in der Prävention wichtig, auch Sehnsüchte von Menschen zu thematisieren und ihre Wünsche nach Grenzerfahrungen, ihre Neugierde auf Rauscherfahrungen zuzulassen. Wenn sich Prävention hingegen dafür instrumentalisieren lässt, Drogenregeln der Erwachsenen gegenüber Jugendlichen durchsetzen zu wollen und moralisierend auf sie einzuwirken, stößt sie damit auf Widerstand, wird als weltfremd erlebt und hat schlimmstenfalls einen kontraproduktiven Effekt (Quensel 2003). Mit Präventionsstrategien, welche nur darauf zielen, den Konsum einzuschränken oder zu verhindern, werden die Sehnsüchte, welche hinter den Abhängigkeiten stehen, wie die Sehnsucht nach Zugehörigkeit, nach Sinn und Glückserlebnissen, nicht oder nur am Rand aufgenommen. Kinder und Jugendliche sollen in herkömmlichen Präventionsprogrammen lernen «nein zu sagen», zu widerstehen, stark zu sein. Diese Strategien für sich allein genommen, werden aber der altersadäquaten Neugier der Jugendlichen nicht gerecht. Es ist gesund und normal, dass Jugendliche «viele» ausprobieren wollen, und Neugier ist oft auch die Hauptmotivation, um Suchtmittel zu konsumieren. Über 80% der Drogenerfahrenen nannten als Konsummotiv die Lust auszuprobieren. An zweiter Stelle wird das Genuss- und Geschmackserlebnis als Konsumgrund angeführt. Für diesen Teil der Jugendlichen stehen die positiven Aspekte des Konsums im Vordergrund (Schmid 1997).

Wenn diese Jugendlichen durch präventive Massnahmen erreicht werden sollen, geht es darum, von einer einseitigen Sichtweise wegzukommen und in den Suchtmitteln nicht immer nur das Negative zu sehen. Die meisten Menschen, die eine Rauscherfahrung suchen, entwickeln keine Abhängigkeit. Sie müssen sich jedoch vor allem einiger besonderer Risiken für Rausche bewusst sein:

- Es ist schwierig, die Dosierung gewisser Substanzen im Griff zu haben und deren Wirkung abschätzen zu können;
- Risiken entstehen durch die Auswirkungen des Rausches, z.B. infolge von enthemmenden Substanzen oder durch den Konsum in nicht adäquaten Settings, z.B. vor dem Autofahren oder bei der Arbeit;
- Wenn rauschhafte Zustände gebraucht werden, um problematische Situationen auszuhalten, Konflikte zu verdrängen, oder sonst als Ersatz für unbefriedigte Bedürfnisse dienen, besteht die Gefahr, dass aus dem Genuss- oder Probierkonsum ein Gewohnheitskonsum wird, der in Substanzabhängigkeit abgleiten kann.

Prävention soll dabei behilflich sein, sich mit dem Phänomen Rausch auseinander zu setzen und einen mündigen, bewussten und sinnvollen Umgang damit zu kultivieren, welcher Suchtentwicklungen entgegen wirken kann. Statt der Minimierung von Rausch- und Risikosituationen geht es eher darum, eine Optimierung des Verhaltens zu erreichen. Ziel ist die Ausbildung einer Drogenmündigkeit bzw. Risikokompetenz:

«Risikokompetenz ist ein Präventionskonzept zur Verminderung von Schäden durch Drogenkonsum.» Jugendliche sollen die «Drogenqualität einschätzen und richtig dosieren lernen, die richtige Wahl der sozialen Situation des Drogengebrauchs vornehmen, sich letztlich selbst gesetzte Regeln für Rausche geben. (Fahrenkrug 2003). Wichtig dafür sind:

- persönliche Kompetenzen (life skills);
- offene Kommunikationsformen über Erfahrungen und Erlebnisse (auch in anderen Bereichen des Alltags);
- Integration von Rausch- und Risikoerfahrungen auf persönlicher, sozialer und gesellschaftlicher Ebene sowie die Kultivierung des Diskurses um Rausch- und Risikoverhalten (www.risflecting.at).

Erst das Hereinholen des Rausch- und Risikohaften in die Sphäre des Alltäglichen sichert die mögliche Auseinandersetzung mit ihm und den Kontakt mit den Zielgruppen. Indem Rauscherfahrungen für die Alltags- und Lebensgestaltung nutzbar gemacht werden, können sie sogar dazu beitragen, Problementwicklungen vorbeugen zu helfen. Der Aufbau einer kommunikativen Brücke zwischen dem vernunftgeleiteten Lebensalltag und den ausseralltäglichen Sehnsüchten und Erfahrungen macht die Optimierung und Kultivierung von Rausch- und Risikoverhalten möglich. Nur die Interaktion zwischen beiden Bewusstseinsbereichen sichert die Verantwortung des Individuums und der Gesellschaft für Rausch- und Risikosituationen (www.risflecting.at).

Zwischen Förderung der Lebenslust und Ablehnung der Eventkultur

Prävention ist aufgefordert, mit den Jugendlichen zusammen die Frage zu stellen, wie die kindliche Lebenszufriedenheit und grundlegende Glücksfähigkeit in die Adoleszenz und ins Erwachsenenalter hinüberzuretten oder wieder neu zu entwickeln sind. Nach Herzenslust lachen können, mit anderen Menschen verbunden sein, sich vital fühlen, sich freuen und für etwas begeistern können, sind wichtige Elemente für die Entwicklung eines Selbst (Kuntz 2001). Es geht darum, die Lebenslust im Alltag zu fördern und den Blick für das Ausserordentliche im Gewöhnlichen zu schärfen. Das Leben an sich wäre eigentlich reichhaltig genug und würde auch für Jugendliche genug Herausforderungen bieten, um spannend zu sein.

Wo sich Langeweile oder passives Konsumverhalten ausgebreitet haben, wo für die Bedürfnisbefriedigung nur wenig Gelegenheiten und/oder Kompetenzen zur Verfügung stehen, fördert die Prävention ein breiteres Repertoire (im besten Fall eine Vielfalt von Möglichkeiten und Techniken), um das legitime Bedürfnis nach Rausch und Ekstase zu befriedigen, so dass nicht nur auf den Konsum von psychoaktiven Substanzen zurückgegriffen werden muss. Das heisst aber nicht, dass die Prävention in Konkurrenz tritt zur Freizeit- und Ri-

sikoindustrie und sich noch spektakulärere Erlebnisse und Events einfallen lässt (Fischbacher Elber 1997), um die Jugendlichen vom Trinken und Kiffen abzuhalten. Es geht nicht um die Suche nach dem noch ultimativeren Kick oder um die Schaffung von neuen Angeboten. Im Gegenteil, kritisches Reflektieren unserer Leistungs- und Konsumgesellschaft, in der passives Konsumieren und der Wunsch nach raschen Effekten dominieren, müssen einen Teil der Präventionsstrategien ausmachen.

Kunstorientierte Prävention ermöglicht die geforderte Gratwanderung

Am Beispiel der kunstorientierten Prävention soll hier kurz skizziert werden, wie es möglich ist, auf einer Ebene (zum Beispiel bei den Jugendlichen selbst) zu intervenieren und gleichzeitig auch die anderen Ebenen (z.B. die Lebenswelt oder das weitere gesellschaftliche Umfeld) mit zu bedenken und dort ebenfalls Wirkungen zu erzielen. Die kunstorientierte Prävention wird zudem der Anforderung gerecht, den Jugendlichen kreative Wege zu eröffnen, ihr Bedürfnis nach Rauscherlebnissen zu befriedigen.

Dabei wird der Kunstbegriff in einem weiten Sinn verwendet. Es geht in der Prävention nicht darum, ausgereifte künstlerische Werke zu produzieren (was allerdings manchmal trotzdem geschieht), sondern sich spielerisch und experimentierfreudig künstlerischer Disziplinen (Malerei, Theater, Tanz, Musik, Fotografie, Poesie) als einer Möglichkeit zu bedienen, sich mit der Welt und sich selber auseinander zu setzen, sich auszudrücken und seine Fähigkeiten zu entfalten.

Ebene der Lebenswelt der Jugendlichen

Wenn sich die Kunst aktiv auf die Jugendlichen hinbewegt, sich in einer ihnen entsprechenden Form präsentiert und nicht nur konsumorientiert angeboten wird, kann sie ein wirksames Mittel sein, um die Abwehrkräfte gegen Sucht zu stärken: Künstlerische Tätigkeit bedeutet sinnliche Erfahrung, das Wahrnehmen von Wünschen, Gedanken und Gefühlen. Im künstlerischen Schaffen können sich Kinder und Jugendliche als aktive, die Lebenswelt gestaltende Menschen erleben und das Gefühl der Ohnmacht in einer komplexen Welt abbauen. Mit ihren vielfältigen Ausdrucksmöglichkeiten bietet sich die Kunst geradezu an, kreative Energien zu wecken, zu fördern und weiterzuentwickeln. Sie kann damit den Alltag beleben und für die Bewältigung der Herausforderungen im alltäglichen Leben genutzt werden: «Kunst und Kreativität sind Mittel, Aufregung und Rausch zu erleben, ohne sich zu schädigen» www.kunstrausch-hamburg.de.

Kunst ermöglicht das Erleben von Glücksgefühlen, Selbstvergessenheit und einer starken Präsenz im Hier und Jetzt. Einerseits haben diese Flow-Erlebnisse für die psychische und physische Gesundheit eine sehr grosse Bedeutung (Csikszentmihalyi 1996), andererseits erlaubt diese künstlerische Distanz von alltäglichen Anforderungen auch die Entwicklung neuer Perspektiven und dient damit wiederum der Problemlösung im Alltag. Jugendliche erweitern so ihren Denk-, Handlungs- und Gefühlsspielraum und erhalten die Gelegenheit, grundlegende Kompetenzen der Lebensbewältigung wie Selbstvertrauen und Fähigkeit zur Problemlösung zu stärken.

Wenn das Umfeld entsprechend gewählt wird (z.B. in der Schule), können auch Jugendliche angesprochen werden, welche nicht «von Haus aus» einen einfachen Zugang zu kreativen Tätigkeiten haben. Zum Beispiel erweist es sich gerade für Jugendliche aus bildungsfernen Milieus als hilfreich, sich anderer Ausdrucksmöglichkeiten als abstrakter sprachlicher Kommunikation bedienen zu lernen. Gleichzeitig profitieren auch intellektuell begabte, eher kopflastige Jugendliche davon, andere Ressourcen bei sich zu entdecken. Emotionale und intellektuelle Intelligenz können sich so gleichmässiger entwickeln und das kann zur Ausbildung einer gesunden Persönlichkeit beitragen.

Durch die Möglichkeit, gemeinsam etwas zu tun, kann ein Wir- und Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt werden. In einer Gruppe, welche Theater spielt, die Räume des Schulhauses gestaltet, eine Fotoausstellung plant oder ein Video herstellt, sind immer unterschiedliche Fähigkeiten und Talente gefragt. Jeder kann etwas beisteuern, von den anderen etwas lernen, ist ein wichtiger Bestandteil der Gruppe und niemand kann alles allein. Ein gutes Zusammenspiel, der Respekt vor den Fähigkeiten der anderen, aber auch ein gelungenes Resultat sind wichtige integrative Momente und wirken nicht nur sucht- sondern auch gewaltvorbeugend.

Gleichzeitig können Kinder und Jugendliche die Erfahrung machen, dass sie wahrgenommen werden und etwas bewirken können, indem sie etwa Lebensräume mitgestalten helfen (www.kunstrausch-hamburg.de). Sie lernen, dass es verschiedene Kanäle für Botschaften nach aussen gibt und erarbeiten sich so unterschiedliche Möglichkeiten, um auf ihre Anliegen aufmerksam zu machen. Ihr Theater, ihr Video etc. kann die Schule, die Eltern, das Quartier oder die Gemeinde ansprechen, Diskussionen zu einem Thema anregen, die Sichtweise der Kinder und Jugendlichen ins Zentrum stellen und dazu beitragen, dass Entscheide in ihrem Sinn gefällt werden. Gleichzeitig erhalten die Jugendlichen auch Rückmeldungen und werden als kreative und engagierte MitbürgerInnen wahrgenommen, was ein wichtiger Teil der Entwicklung von Selbstbewusstsein ist.

Ebene des weiteren gesellschaftlichen Umfelds

Um künstlerisch tätig zu sein, bedarf es immer einer gewissen Distanz zu gängigen Ideen und Handlungsweisen. KünstlerInnen geniessen einen grösseren Denk- und Handlungsspielraum als andere Personen und sind trotzdem (mehr oder weniger) anerkannte Mitglieder der Gesellschaft. Sie arbeiten in ihrer jeweiligen künstlerischen Disziplin über schwierige und heikle Themen und regen so einen Diskurs an. Sie bieten der Gesellschaft damit eine wichtige Möglichkeit, Wahrnehmungs- und Erkenntnisweisen, welche sich nicht im Mainstream bewegen, zu vermitteln und als Ressourcen zu nutzen.

Ebenso können Jugendliche, welche sich künstlerischer Mittel (im weiten Sinn) bedienen gelernt haben, für die Gesellschaft eine wichtige Quelle der Erneuerung mit kreativen Ideen und Lösungswegen sein. Und umgekehrt üben Jugendliche, deren künstlerischer Ausdruck beachtet wird und die sich auf diese Weise ernst genommen fühlen, Grundelemente der Demokratie ein, welche sie als verantwortungsbewusste BürgerInnen heranwachsen lässt.

Die Kinder und Jugendlichen zu ermächtigen, sich selber Gehör zu verschaffen (sei dies auf kunstorientierte oder andere Weise), ist eine wichtige Aufgabe der Prävention. Gleichzeitig müssen Erziehungsverantwortliche,

Präventionsfachleute, PolitikerInnen und verantwortungsvolle BürgerInnen die Interessen der jüngeren Generation auch parteilich vertreten, indem sie Aufklärungsarbeit leisten, Stellung nehmen zu aktuellen Entwicklungen und sich tätig für lebenswerte Bedingungen einsetzen. Warum sollen dabei nicht auch ab und zu künstlerische Mittel und Wege gewählt werden?

Summary

The fascination of intoxication

The young people in search of happiness and adventure

The young people's alcohol consumption has increased in the last years. Over 40% of the teenagers aged 15-16 years old drink alcohol every week and have already been intoxicated at least twice. Confronted to these worrying figures, one resorts to the prevention specialists to make them counteract this evolution. This paper is about the possible prevention actions in a social environment which, at least at first sight, also benefits from alcohol consumption.

Alcohol consumption must comply to three requirements. First, it must not only take an interest exclusively in individuals, but also in their environment; second, it must not trivialise drug consumption nor allow itself to make moralising sermons and, thirdly, it must promote joie de vivre without participating in the race to intoxication at all costs. In conclusion, prevention centred on artistic expression is presented briefly as a possible means to implementing these requirements in practice.

Résumé

La fascination de l'ivresse

Les jeunes en recherche de bonheur et d'aventure

La consommation d'alcool des jeunes a augmenté au cours de ces dernières années. Plus de 40% des adolescent-es de 15 à 16 ans boivent de l'alcool chaque semaine et ont déjà été ivres au moins deux fois. Devant ces chiffres inquiétants, on en appelle aux spécialistes de la prévention pour qu'ils fassent quelque chose pour contrer cette évolution. Cet article porte sur les actions de prévention possibles dans un environnement social qui, à première vue en tout cas, tire aussi des bénéfices de la consommation d'alcool.

La prévention doit satisfaire à trois exigences. Premièrement, elle ne doit pas s'intéresser exclusivement aux individus, mais également à leur milieu de vie; deuxièmement, elle ne doit ni banaliser la consommation de drogues, ni se laisser aller à des sermons moralisateurs, et troisièmement, elle doit promouvoir la joie de vivre sans participer à la course à l'ivresse à tout prix. En conclusion, la prévention centrée sur l'expression artistique est présentée brièvement comme un moyen possible d'appliquer ces exigences dans la pratique.

Literaturverzeichnis

BZgA, 2003: Bekanntheit, Kauf und Konsum von Alcopops in der Bundesrepublik Deutschland 2003. Ergebnisse einer repräsentativen Befragung. Köln.

Csikszentmihalyi, M. 1996: Das Flow-Erlebnis. Jenseits von Langeweile und Angst: Im Tun aufgehen. Stuttgart.

Eisenbach-Stangel, I. 2003: Sucht und Politik; Sucht-Politik. Abhängigkeiten Nr. 3, 20-34.

Fahrenkrug, H. 2003: Ausser Spesen nichts gewesen? Experten nehmen Stellung zu Sinn und Unsinn der Suchtprävention. Fritz und Fränzi, Nr. 6, 40-48.

Fassbind, J. (2004): Definition des Jugendschutzes. Unveröffentlichtes Manuskript der Berner Gesundheit. Bern.

Fatke, R., Niklowitz, M. 2003: Den Kindern eine Stimme geben. Partizipation von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz. Zürich.

- Fischbacher Elber, R. 1997: Der andere Rausch bringt Lebenslust.. In: Menétrey, A.-C.; Fahrenkrug, H. (Hrsg.) 1997: Die Lust am Risiko. Lausanne, 119-122.
- Frankowiak, P. 1997: Risikokompetenz und Risikomanagement. Skizze neuer Leitorientierungen für die primäre Suchtprävention. In: Menétrey, A.-C., Fahrenkrug, H. (Hrsg.) 1997: Die Lust am Risiko. Lausanne, 81-118.
- Gross, W. 2003: Sucht ohne Drogen. Arbeiten, Spielen, Essen, Lieben... Frankfurt.
- Hurrelmann, K. 2004: Der Rausch ermutigt zur Grenzüberschreitung. Standpunkte Nr. 1, 8-9.
- König, R. 1996: Über einige ethno-soziologische Aspekte des Drogenkonsums in der Alten und der Neuen Welt. In: Gros, H. (Hrsg.): Rausch und Realität. Eine Kulturgeschichte der Drogen. Stuttgart, 6-12.
- Kuntz, H. 2001: Ecstasy – auf der Suche nach dem verlorenen Glück. Vorbeugung und Wege aus Sucht und Abhängigkeit. Weinheim/Basel.
- Legnaro, A. 1996: Ansätze zu einer Soziologie des Rausches – zur Sozialgeschichte von Rausch und Ekstase in Europa. In: Gros, H. (Hrsg.): Rausch und Realität. Eine Kulturgeschichte der Drogen. Stuttgart, 40-52.
- Quensel, S. 2003: Ausser Spesen nichts gewesen? Experten nehmen Stellung zu Sinn und Unsinn der Suchtprävention. Fritz und Fränzi, Nr. 6, 40-48.
- Schmid, H., 1997: Das Risiko «Droge». In: Menétrey, A.-C., Fahrenkrug, H. (Hrsg.) 1997: Die Lust am Risiko. Lausanne, 65-80.
- Schmid, H., Kuntsche, E.N., Delgrade, M. (Hrsg.), 2001: Anpassen, ausweichen, auflehnen? Fakten und Hintergründe zur psychosozialen Gesundheit und zum Konsum psychoaktiver Substanzen von Schülerinnen und Schülern. Bern.
- Schmid, H. 2003: Trends im Konsum psychoaktiver Substanzen von Schülerinnen und Schülern in der Schweiz. Forschungsbericht 39. Lausanne.
- Shedler, J., Block, J. 1990: Adolescent Drug Use and Psychological Health. A Longitudinal Inquiry. American Psychologist, Nr. 5, 612-630.
- Siegel, R.K. 1996: Suchterscheinungen bei Tieren. In: Gros, H. (Hrsg.): Rausch und Realität. Eine Kulturgeschichte der Drogen. Stuttgart, 33-39.
- Täschner, K.-L. 1997: Harte Drogen – weiche Drogen? Stuttgart.

Korrespondenzadresse

Katharina Gerber-Eggimann, Berner Gesundheit, Zentrum Jura bernois-Seeland
Verresiusstrasse 18, 2501 Biel, E-Mail: katharina.gerber@beges.ch